

Stadt auf großer Fahrt

Das Lissabonner Logbuch von José Cardoso Pires / Von Eckhart Nickel

José Cardoso Pires, *Lissabonner Logbuch Stimmen, Blicke, Erinnerungen, a d. Portugal* v. Maralke Meyer-Minneemann, München, Hamer 1997, geb., 240 S., 20 Mark.

Ein großes Schiff, dieses Lissabon, José Cardoso Pires sein Kapitän und der Leser die einzuweisende Mannschaft. So sieht das Bild zunächst aus. Aber der schmale Band mit *Stimmen, Blicken, Erinnerungen* zeigt uns den portugiesischen Schriftsteller vielmehr als Lotsen durch das Meer aus Geschichte und Literatur, das Lissabon ist.

Die Vorgehensweise ist assoziativ. Er beginnt mit einer Rundschau vom Castelo São Jorge aus, wo Pires die Stadt zwar überblicken kann, aber die sinnlichen Elemente der Gerüche und Geräusche fehlen. Worum es ihm geht, ist der tiefere Sinn eines Graffiti am Castelo: „Der erste Blick ist den Blinden vorbehalten.“ Diese sind hier oben verloren. Nur unten, in den Gassen, ist dem Leben auf die Spur zu kommen. Also verläßt der Erzähler seinen touristischen Aussichtspunkt und begibt sich hinein in den Alltag.

Vorher aber brandmarkt er noch die vielen falschen Arten des Reisens in die „weiße Stadt“, Baudelaires Traumstadt aus Marmor: „Da sind die Gelehrten auf der Durchreise, die die Kreuzwegstationen der Kultur abhaken, um sich ein reines Kulturwissen zu verschaffen oder die Museums-

reisenden, für die diese Welt immer schön ordentlich mit einem Datum versehen sein muß.“ Nein, der Reisende hat nur eine Pflicht, und das ist die verfeinerte Wahrnehmung. Hierzu will er den Reisenden anleiten, als Cicerone einer literarischen Entdeckungsehnsucht, deren Grundlage die Erkenntnis ist, daß niemand „eine Stadt kennenlernen können“ wird, „wenn er sie nicht befragt, indem er sich selbst befragt.“

So beginnt seine lange Reihe von kurzen Texten über die Stadt in der Kindheit. Und wo verläuft eine Schriftstellerjugend wenn nicht am Fenster? Der junge Pires sieht von seinem Blick auf das Weltstück aus einen Engel mit einem Umhang aus Satin und Licht, mit „in die Unendlichkeit weisenden Brüsten“. Es ist wohl nicht zuviel interpretiert, wenn man dies als Schlüsselbild seiner sinnlichen Ästhetik begreift, als Hymne an die Tugend der Phantasie. Mit ihrer Hilfe schweift sein Blick von einem Stadtviertel zur linguistischen Pointe seines Namens, von einer Kuriosität zum Dichter, der jene beschrieben hat, von einer der vielen Geschichten, aus denen die Stadt besteht, zur Farbigkeit der Atmosphäre oder zum Duft einer Speise.

Aber die Phantasie hat nicht nur Hunger, sondern vor allem Durst. Und eine der vielen Bars der Stadt mag wohl der beste Ort

sein, um dieses Buch zu lesen, das auch eine Legende vom heiligen Trinker ist. Denn soviel ist klar: Das *Logbuch* ist kein Stadtführer, dessen Wegen man folgen kann. Es ist eine subjektive Einführung in das labyrinthische Geflecht, das durch die Vermischung von Alltagskultur und Literatur entsteht und dem Reisenden die schönste Aufgabe stellt: die detektivische Rekonstruktion der Entstehung einer Stadt aus Erzählung.

Wie kunstvoll der Blick ist, der aus dieser Auffassung entspringt, zeigt eine kleine Beobachtung der Steinsetzer, die Schöpfer der Pflaster für die eleganten Flaneure der Baixa: „Wer je das Glück haben sollte, diese dicht über dem Pflaster hockenden Meister anzutreffen, wird an gebeugte Schreiber denken. Oder, wenn er sieht, wie sie in gepunkteten Linien wie die Graveure der menschlichen Haut Bilder schaffen, dann wird er sie vielleicht für Memoirenschreiber halten, die in beinahe ritueller Versenkung den Körper der Stadt mit basaltene Tätowierungen überziehen, und dann ist es so, als würden die Figuren, die Daten oder die Symbole, die die Menschen in Szene setzen sollen, auch zur Selbstinszenierung der Straße werden.“

Nicht zuletzt dank der hervorragenden Übersetzung von Maralke Meyer-Minneemann, die dieses Jahr auch *Das Handbuch der Inquisitoren* von Antonio Lobo Antunes übertragen hat, ist das Buch auch eine kleine Einführung in die portugiesische Literatur, die man bis jetzt auf dem deutschen

Buchmarkt vergeblich sucht. Mit Antunes teilt Pires auch die Gabe des überraschenden Bildes, das durch Verfremdung verdeutlicht. So beschrieb Antunes den Himmel über Lissabon einst als Wassergrenze der am Meeresboden liegenden versunkenen Stadt. Und das Fließende als zentrales Element bringt uns zurück zum Anfangsbild.

Pires beendet sein Buch mit der an Fernando Pessoa gemahnenden Spekulation über die Unwirklichkeit Lissabons, die vor allem Fiktion ist. Vielleicht gibt es den Tejo gar nicht, den Fluß der Stadt, der „hinter einem Gewirr von Flügeln verschwunden und nicht mehr Ankündigung eines Ozeans ist. Dann erkennen wir voller Zärtlichkeit, vertrauensvoll, wieviel tiefer wir noch in dieser Stadt, die uns aufbrechen sah, verankert sind.“ Das ist es also: In Portugal sind Schriftsteller nicht nur Kapitäne oder Lotsen, sie sind in Wahrheit die Schiffe. Den Nachfahren Vasco da Gamas dient die Stadt lediglich als Grund, als Hafen auf ihrer großen Fahrt durch die Weltmeere der Literatur. ■